

PROLOG

Thekla ist ein Kleinplanet, eine Lerchenart, eine Schmetterlingsgattung und eine Spinne aus Biene Maja.

„Unsere Fahnenmutter Frau Thekla Leonhartsberger ist heute am Donnerstag den 19. Feb. 2015, unerwartet im 98sten Lebensjahr verstorben!“ (Freiwillige Feuerwehr Bad Kreuzen unter „Aktuelles“ über die Namensvetterin meiner Oma)

Die Buchstaben in Thekla Leonhartsberger:
abgelehnt, beendet, belasten, besorgt, ertragen, gebeten, sterben, behandelt, belegen, beraten, bestellen, dankbar, denkbar, ergeben, erhalten, erleben, geborene, gedreht, gedroht, gehandelt, gelandet, gelernt, gelesen, geredet, gesehen, gestand, gestern, goldene, handelt, herstellen, lebende, lokale, oberste, starken, stehende, stellen
Abgeordnete, Lehrer, Soldaten, Rebellen, Landtag, Anleger, Beklagte
Albaner, Belgrad, Bodensee, Holland, Kroaten, Nordsee, Teheran, Kloster
Abstand, Angebot, Anklage, Bargeld, Darlehen, Gedanke, Kalender, Katalog, Legende, Release, Tabellen
Andrea, Bernhard, Eberhard, Gerhard, Herbert, Norbert, Goethe

Thekla stammt vom altgriechischen Namen „Theokleia“ („Ruhm Gottes“, „die von Gott Gerufene“ oder „Ehre sei Gott“ von theos = Gott + kleos = Ruhm / Ehre) ab.

Die deutsche Thekla existiert als italienische Tecla, finnische Tekla, russische Фёкла, ungarische Tekla, walisische Tegla und georgische თეკლა.

Thekla war eine byzantinische Prinzessin, eine Kinder- und Jugendschriftstellerin, eine Erzieherin, Kinderbuchautorin und Frauenrechtlerin, eine Autorin, eine Komponistin, eine Schauspielerin, eine Fußballspielerin und eine Heilige.

Thekla ist eine Stadt in *El Salvador*, ein Stadtteil und eine Kirche in *Leipzig*, eine Pfarre mit Volksschule in *Wien*, ein Ort in *Wales*, in *Zypern* und in *Frankreich*.

Thekla kommt seit dem 2. Jahrhundert n. u. Z. als Romanfigur vor, zum Beispiel in Schillers Dramen-Trilogie *Wallenstein* als Tochter Wallensteins, vertont von Schubert, *Thekla*, eine Geisterstimme und als Camillo Schumann-Komposition.

Fünfzehnjährig, umgeben von sieben
 Geschwistern vor dem Elternhaus stehend.
 In weißem, dünnem Pullover, zu Boden blickend.
 Vorne sitzen Mutter und Vater.

Gestern habe ich in meiner Oma Thekla Leonhardsberger gebadet. Meine Geburt ist von ihrem Tod gefärbt.

Als sie gestorben ist, war sie so alt, wie ich in diesem Jahr bin. Sie ist zentral. Etwas Neues wird beginnen, ich kann es noch nicht sehen. Mir wird der Knopf aufgehen. In ihr schlummert ein Schatz. Vielleicht muss ich Wissen anhäufen, damit ich ihn heben kann.

Am Gründonnerstag 2015 schneit es. Die Dorfstraße ist eisig wie zu Neujahr. Ich packe den Pflanzenausstecher vom Garagenregal in einen Plastiksack. Spätabends gehe ich alleine zum Friedhof. Niemand ist auf der Straße. Mulmig ist mir. Wenn mich jemand sieht! Wie eine unlautere Tat fühlt es sich an, so als würde ich mich an etwas Nichtgeduldetes erinnern. Schnurstracks stapfe ich zu jener Stelle, an der bis vor zwei Jahren das Grab meiner Oma war, bücke mich hastig, ramme den Erdausstecher blitzartig in die Erde, höre beim linken Ohr Flügelschlagen, ganz fest. Erschrecke. Erde samt Stecher in den Sack, Allerheiligengesteck dazu und auf Wiedersehen, zurück zum Tor.

Ich trockne die Erde von Theklas Grabplatz auf dem Kachelofen, siebe sie und versetze sie mit getrockneten Blumen. Als ich nach einigen Wochen das erste Fürchten überwunden habe und die Tage länger werden, schütte ich einen Teil der Mischung in den Kupferkessel in meinem Schlafzimmer in der Ecke und den Rest in eine Badewanne, nicht

in meine. Mich gruselt. Das Wasser kommt einmal heiß und einmal kalt, so nehme ich das Bad im Stehen.

Im Dorf sprach nie jemand über Thekla. Nie habe ich etwas über sie gehört. Nie hat mir jemand etwas über sie erzählt, ohne dass ich gefragt hätte. Wenn ich nicht nach ihr gefragt hätte, hätte niemand etwas über sie gesagt, und seit ich frage, antwortet mir Einsilbigkeit.

„Erzähl mir etwas über deine Mutter.“

„Geh lass doch den Blödsinn! Die war immer nur krank“, sagt mein Vater.

Nach seiner Mutter gefragt zu werden, geht ihm auf die Nerven. Auch aus Vaters Bruder ist nur „Die war immer nur krank“ herauszukriegen, als hätten die beiden den Satz auswendig gelernt.

Einer Freundin, die zu Besuch ist, erzähle ich von meiner Oma, dass sie in Gallspach bei dem berühmten Heiler Zeileis in Behandlung war und dass mein Vater über seine Mutter nichts erzählen kann, bis auf den einen Satz. Meine Freundin kennt Zeileis junior. Sie ist überzeugt davon, dass sie meinen Vater in ein Gespräch verwickeln kann. Auf einem Waldweg, zwischen dem leisen Klackern von Vaters Stöcken, fliegen belanglose Satzketten zwischen den beiden hin und her, bis sie ihn überrascht:

„Der Zeileis-Sohn hat bei mir Urlaub gemacht. Ihre Mutter war doch beim alten Zeileis, nicht wahr?“, fragt sie.

„Die war immer nur krank“, erwidert er.

In diesem Moment hören wir heftiges Flügelschlagen im Geäst, wie von einem Riesenvogel, genau wie am Friedhof. Meine Freundin und ich blicken um uns, doch da ist nichts. Nirgendwo. In keinem der Bäume.

„Ich fahr zu deiner Kusine und frag die“, sag ich zu meinem Vater. „Sie hat mich eingeladen.“

Ich bin in Eile, denn alle, die meine Großmutter persönlich kannten, sterben aus.

„Seit wann wird denn die Lotte mehr über meine Mutter wissen als ich selbst?“ Er schüttelt den Kopf.

„Es gibt einen Unterschied zwischen etwas wissen und das Wissen teilen, und etwas wissen und darüber schweigen, oder nicht? Und Lotte kann sich vielleicht erinnern und über sie sprechen“, sag ich.

Warum verschweigt man sie, so als hätte es sie nicht gegeben? Mit Verbrechern, Mördern, Huren, mit Räufern geht man so vor. Aber mit meiner Oma? Hat sie Schande über die Familie gebracht? War sie so wenig wert? Setzt sich nicht ihr Leben in mir fort?

Schweigen und Verstummen haben sich in meiner Familie ausgebreitet, in den Generationen nach den Kriegen, Schweigen hat sich über das Land gelegt. Das Schweigen regiert vielerorts in meinem Land. Ich führe ein dickes Buch unter dem Titel MY Österreich. Dort klebe ich Bilder ein von einem Österreich, das ich liebe, und in einer Hängeakte mit demselben Titel sammle ich Absonderliches, Skurriles, Schweinereien und das, was ich mag.

Meine Oma birgt ein Geheimnis meines Lebens. Ich werde mit ihr im Schatten der alten Kastanie rasten, ich werde dort, wo sie im Garten Rhabarber pflanzte, Rhabarber setzen und an denselben Stellen wie sie dieselben Gemüsesorten ziehen. Ich werde so lange fragen und suchen, bis die Sprache zurückkommt, so wie die Sonne sich am Ende durch den Nebel trocknet.

Ein dicker Glasplitzer im Haus leuchtet bei besonderem Lichteinfall aus der Ferne türkis. Ich stecke zwei Pfingstrosen hinein, setze mich davor und stiere, bis ich Fische sehe, die mit dem Schwanz wedeln, so als würden sie winken. Ich

stelle mir vor, wie ich gemeinsam mit Oma in der Karibik schwimme.

In meinem Fingerabdruck durch ein Vergrößerungsglas glänzen Punkte wie Goldstaub. Wie gerne würde ich Theklas Abdruck sehen! Überall, wo sie hinfasste, muss sie Spuren hinterlassen haben, doch ich finde keine. Ihre Abdrücke: weggewischt. Abgerieben die Türstöcke, die sie berührte, die Fensterriegel, ihr Kamm. Die Gebäude, in denen sie lebte: abgerissen, aufgehäuft der Schutt hinten im Garten, überwachsen mit Gras und Bäumen.

Ich schlage die Familienchronik der Vaterlinie auf. Das Buch wiegt kiloschwer. Drinnen sind alte Schriftstücke. Als ich zwanzig Jahre alt war, kaufte ich dieses Buch mit gestanztem Lederumschlag und sortierte alles hinein, was ich fand. Meine Studienkollegin Maria Nester, ein Bauernkind, weinte, weil sie es so traurig fand, dass sie als Bauernkind keine Chronik hatte. Sie war untröstlich. Erst als ich erzählte, ich hätte die Chronik selbst angelegt, weil es auch bei uns zu Hause nichts dergleichen gab, beruhigte sie sich.

Auch die Fotowand mit Familienmitgliedern im Wohnzimmer meiner Eltern habe ich vor Jahren gestaltet. In runden Holzrahmen sind sie da versammelt. Nur Thekla fehlt, so wie Opa, ihre verlorenen Kinder und ich selbst, wir alle sind nicht da. Das ist mir bis jetzt nie aufgefallen.

Ich stehe auf einem Stuhl vor dem Wäscheschrank und wühle in den kleinen Spitzendecken meiner Mutter, die sie für den Fronleichnamsaltar weggesperrt hat. Omas Tischdecke! Ich sehe, wie sie mit der Singer-Tretmaschine hellblaue Blüten mit gelben Stempeln auf weißes Leinen näht. Seit ich die Tischdecke fand, begleitet sie mich, und vor ein paar Wochen fand ich einen filigranen Silberanhänger von ihr. Ich foliere Thekla-Fotos. Eines kommt ans Kopfende im Bett, eines in meinen Kalender, eines in die Briefftasche. Sie

ist immer bei mir. Vor dem Einschlafen drücke ich Schaumstoffstöpsel in die Ohren und lese. Da: laut und klar wieder das Flattern von Flügeln, nah und unsichtbar.

Ich schaue auf ihren leicht geöffneten Mund. Mein Zahnsplatt hinter dem Zweier links oben ist von ihr: Sie hatte die Spalte auch an dieser Stelle. Ich hab von ihr Geheimnisse und die Süße mit den vielen Gesichtern.

Ich bin ein Viertel Oma. Es ist das Viertel links oben. Die restlichen drei Viertel setzen sich aus zwei Großvätern und einer Großmutter zusammen, die ich erlebte. Ich kann mich dabei auf nichts stützen: Viehhändler, Russlandfeldzug, Fuchspelz. Schönheitskönigin, Säufer, Wald. Holz. Holz und Wald waren immer da und von Bedeutung. Ich bin ein Viertel Holz, Baum, Rinde. Ich bin Bretter, Latten, ich bin Harz, wie Gold. Wurzeln. Das Achtel Herrschsucht, aus dem ich bestehe, kommt von Urgroßmutter Cäcilia, Theklas Schwiegermutter, und seit ich den dicken Goldring von Urgroßvater Franz trage, Theklas Schwiegervater, hoffe ich auf ein Achtel Geschäftstüchtigkeit und Selbstsicherheit. Wenn ich so breitbeinig gehe wie er, werden die Geschäfte vorzüglich gehen.

Wie Thekla sang? Im Kirchenchor saß sie immer bei der Orgel. Ihre Stimme beim Singen nach oben gerichtet, nach Wolke, nach Maria und Jesuskind.

„Heut kräht sie wieder! Da bleib ich daheim.“ Soll ihr Schwiegervater gesagt haben. Er hat ihren Sopran zum Vorwand genommen, um der Sonntagsmesse fernzubleiben.

Bei einer Familienfeier sang meine damals noch unmusikalische Schwester falsch das Ave Maria. Sie würde üben und eines Tages die Königin der Nacht singen können, doch bei dieser Einlage drehte sich Theklas ältester Sohn, mein Vater, zu mir um: „Warum singst nicht du? Du hast doch die Bombenstimme!“

Es war aber nicht meine Stimme, die er meinte. Es war eine Erinnerung an die Stimme seiner Mutter, die sang und sang. Jetzt ist er über achtzig, und wann immer er im Fernsehen auf ein Gesangsprogramm zappt, lächeln seine Augen, lächeln Wangen, Ohren, Stirn und Hals, der Herzmund und die Zähne selig. Manchmal pfeift oder singt er mit. Es sind nicht Melodien, es sind Mutterfäden.

Neben Oma zu sein, erinnert an Kernseife, an Händewaschen, an Feuer im Ofen, an Kartoffelpüree, an Händeschütteln, an Leuten beim Kreuzschlagen zusehen. Neben ihr sein ist wie sprechen, ohne sich vorher überlegen zu müssen, was man sagen möchte: im Maul der Kuh, eingespeichelt herumgeschoben von einer Backe in die andere wie belanglose Worte, die verschluckt und bei Bedarf wieder hochgerülpt werden können. Ich stelle es mir vollkommen entspannt vor.

An einem heißen Junitag mäandert ein Bach durch eine Sommerwiese. Bienensummen am Wiesenrand endet in einer Schlucht, wo Wasser in Felsbecken donnert. Ich lehne mich an eine Föhre. Alle sind sie hier gestanden, lange vor mir: Thekla und Karl, bevor sie verheiratet waren, ihre Schwiegereltern, bevor sie einander begegneten. Sie lehnten schon an diesem Stamm zwischen Moos und einer Wildrose im Halbschatten.